

## Vorbilder und Prototypen

### Traditionell-klassisch: The Hound of the Baskervilles

Im Jahre 1902 erscheint ein Kriminalroman, der bis zu dem heutigen Tag zu den bekanntesten Werken dieser Gattung zählt, die Haupttradition des Krimis im neunzehnten Jahrhundert zusammenfasst und den Prototyp für eine bestimmte Form des Krimis bildet. Es handelt sich dabei um Arthur Conan Doyles The Hound of the Baskervilles.

Doyle, Jahrgang 1859, war 1902 bereits ein arrivierter Autor, berühmt, geliebt und geachtet. Sein kurz vorher veröffentlichtes Buch über den Burenkrieg verkaufte sich seinerzeit gut, zumal es teilweise auf eigenem Erleben basierte und bei allem Patriotismus kritische Töne nicht vermissen ließ. Doyle war auch bekannt als ein Verfasser von historischen Romanen, die ebenfalls gern gelesen wurden. Einer seiner Biographen behauptet, Bücher wie Micah Clarke (1889) oder The White Company (1891) machten Doyle zum besten Autor historischer Romane seit Walter Scott. Nach Meinung eines anderen Kritikers erreicht Doyles literarische Produktion in den 90er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sowohl hinsichtlich der Quantität (elf Romane, fünf Sammlungen mit Erzählungen) als auch hinsichtlich der Qualität ihren Höhepunkt. The Hound of the Baskervilles kann demnach als Abschluss der großen Zeit Doyles gelten.

Die beiden Geschichten der englischen Literatur, die ich üblicherweise als Nachschlagewerke benutze, erklären den Protagonisten dieses Romans zu einem oder gar zum berühmtesten Charakter des englischen Romans. Beide Werke demonstrieren auch, dass diese Tatsache in den Augen der Literaturwissenschaft Doyle noch lange nicht zu einer wichtigen Figur der englischen LITERATUR macht. Das eine Buch widmet Doyle genau drei Zeilen (im Vergleich bekommt R. L. Stevenson deren vierundfünfzig), das andere acht (Stevenson ist da schon mit knapp zweieinhalb Seiten bedacht).

Im Jahre 1902 war der Protagonist des Romans genau so wenig ein Neuling wie sein Autor: Sherlock Holmes erblickte die Druckerschwärze der Welt schon 1887. Er wurde zunächst in einem Roman eingeführt, dem dann weitere, wie zum Beispiel auch The Hound of Baskerville, folgten; richtig durchsetzen konnte er sich aber als Held von Erzählungen, die ab 1891 im Strand Magazine erschienen. Holmes wurde oder verkam bald zu einer Kultfigur, und der Weg von einer Kultfigur zu einer Witzfigur ist bekanntlich nicht weit. Der Mann mit Pfeife und Geige war und ist leicht zu karikieren. Doyle, ein Autor mit einem nicht sonderlich hoch entwickelten Sinn für Humor, fand ihn auf jeden Fall bald nicht mehr lustig, hatte genug von ihm und brachte ihn bereits in einer 1893 erschienenen Erzählung kurzerhand um. Holmes Leiche blieb allerdings verschollen, er wurde also nicht begraben, so dass sich Doyle die Option auf eine Auferstehung seines Detektivs offen hielt, was dann in Baskerville tatsächlich auch geschah. Man schlachtet selten Geflügel, die goldene Eier legen. Doyle hätte mit Fug und Recht seinem Roman den Untertitel As You Like It oder What You Want geben und damit auf einen anderen gefrusteten kommerziellen Autor verweisen können.

Holmes Schicksal ist typisch für eine große Anzahl von Krimiprotagonisten. Sie überleben sich selber und gehen in Serie, oft auf Kosten ihrer Glaubwürdigkeit, im Interesse einer erfolgreichen Marketingstrategie. Romane und Erzählungen sind unter anderem auch Waren wie Frischkäse oder Unterhosen. Etablierte Marken wie Philadelphia oder Schießer sind verkaufsfördernd. Bei Literaturwaren dienen üblicherweise Autorennamen als Markenzeichen. Bei einem Agatha Christie oder einem Edgar Wallace weiß man, was man kauft, die Namen bürgen für eine bestimmte Qualität des Produkts. Dummerweise wollen einige Autoren aber nicht immer nur Werke schreiben, die einander gleichen. Manche legen sich dann für verschiedene Sorte von Büchern verschiedene Namen zu.

Julian Barnes oder C. D. Lewis zum Beispiel stehen für die so genannte hohe Literatur, was auch immer das sein mag. Sie schrieben aber auch Krimis, aber diese veröffentlichten sie unter den Namen Nicholas Blake bzw. Dan Kavanagh. So wurde kein Kunde enttäuscht, weder der Krimifan noch der Literaturnob . Andere Schriftsteller, die in verschiedenen Gattungen zu Hause sind, benutzen keine Pseudonyme, lassen aber den Namen ihres Serienhelden auf den Buchumschlag drucken. Der Protagonist wird an Stelle des Autors zum eigentlichen Markenzeichen. Der Aufschrift „*A Detective Inspector Challis Murder Mystery*“ zierte etwa den Cover eines Krimis des Australiers Garry Disher, der neben Challis auch noch einen anderen Serienhelden namens Wyatt hat und obendrein nicht nur Krimis schreibt. Der Käufer soll wissen, was er kauft.

Doyle kennt man heute vor allem als Autor von Sherlock Holmes Geschichten, so dass viele Menschen mit dem Namen Holmes mehr anfangen können als mit dem seines Schöpfers. Der Detektiv hat eine höhere "name recognition" als der Schriftsteller und ist damit zu Werbezwecken besser geeignet. Will man andere "Doyle-Bücher" an den Mann bringen, so ist der Hinweis auf Holmes zunächst einmal nützlich, aber man könnte leicht einen Kunden verlieren, wenn man ihm Holmes oder etwas Ähnliches wie Holmes verspricht und etwas Anderes liefert, etwa einen jungen Mann in den Wirren eines bei uns weniger bekannten Aufstandes im England des siebzehnten Jahrhunderts.

Ist aber ein Serienheld so richtig populär geworden, ist sein Name in aller Munde, ist er also zu einem Markenzeichen geworden, dann hat er die Neigung, selbst seinen eigenen Schöpfer zu überleben. Eine gut eingeführte Ware wird weiterhin produziert, auch wenn dessen Entwickler das Zeitliche segnet. Die ersten James Bond Romane schrieb Ian Fleming, dann kamen John Gardner, Raymond Benson, Sebastian Faulks, Jeffrey Deaver und William Boyd zum Zug, und man kann sich darauf verlassen, dass noch weitere Autoren 007 auf die Jagd nach dem Bösen schicken werden. Der Prototyp dieser Entwicklung ist Sherlock Holmes.

Man kann nachvollziehen, warum der damals noch keinesfalls todgeweihte Doyle Holmes umbringen wollte. Sein Protagonist ist zwar eine phantastische Gestalt (auch wenn einige Holmesianer offenbar sich dazu entblödet haben, ihn für eine (fast) reale Figur zu halten), aber er sollte nicht gänzlich unglaublich werden. Selbst ein großer Detektiv kann aber nur eine beschränkte Anzahl von Fällen lösen, auch der größte Held kann nicht unendlich viele Heldentaten vollbringen. Echte Menschen altern obendrein. Ein aus Altersgründen vergesslicher Sherlock Holmes wäre kein Held, sondern eine Witzfigur, obwohl er in dem entsprechenden Film von Ian McKellen eher melancholisch verkörpert wird (*Mr. Holmes*, 2015, übrigens basierend auf einem Roman des Amerikaners Mitch Cullin, der achtunddreißig Jahre nach Doyles Tod geboren wurde). Doyle wollte zunächst halbwegs realistisch bleiben, nahm aber dann doch Rücksicht auf die Erfordernisse des Marktes. Der Hund bellt, das Geld spricht bekanntlich Bände.

Der Erfinder von Holmes konnte ruhig wieder auf seinen Helden zurückgreifen, denn die Konsumenten von Serienhelden sind gerne bereit, große Ungereimtheiten in der Biographie der von ihnen bewunderten Figuren hinzunehmen. Ein krasser Fall ist hier der bereits erwähnte James Bond, dessen Abenteuer in den frühen fünfziger Jahren beginnen und bis zum russischen Afghanistankrieg sich weiter fortsetzen. Bond ist auch in den später angesiedelten Werken immer noch sexuell attraktiv und aktiv, ein Athlet, topfit, obwohl er nach realistischen Vorstellungen in ein Altersheim gehört, als Folge seines Lebenswandels wohl auf die Intensivpflegestation. Serienhelden können das Altern ignorieren und auch in diesem Sinne zeitlos werden. Auch Holmes geht im Zweiten Weltkrieg auf Spion jagd und offenbart dabei keine Anzeichen von Altersschwäche.

Die Beliebtheit der Serienhelden wie James Bond und Sherlock Holmes basiert auf der Tatsache, dass das Vergnügen an einem Krimi (wie auch an einem beliebigen Kunstwerk einer anderer Gattung) in einer Mischung aus Wiedererkennen und Neuentdecken liegt. Eine Erzählung, die nur Altbekanntes enthält, langweilt genauso, wie eine Tragödie, die ausschließlich aus völlig Neuem,

noch nie Dagewesenen besteht. "Make it new" ist sicher eine berechtigte Forderung, aber der Künstler, der sie absolut verinnerlicht, läuft in Gefahr, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden zu werden. Erst als das Neue nicht mehr so neu ist, bekommt er dann seine verdiente Anerkennung. Dann ist er allerdings oft schon tot, siehe zum Beispiel Herman Melville.

Wie viele Wiederholungen des Immergeleichen der Kunstwerkkonsument verträgt, bevor er sich zu langweilen beginnt, ist sehr verschieden. Kinder halten da mehr aus als Erwachsene. Eines der ersten Bücher, den ich meinem Erstgeborenen schenkte, bestand aus sechs Bildern, auf denen jeweils ein Baggerfahrer bei verschiedenen Tätigkeiten abgebildet war. Unter jedem Bild stand ein einfacher Satz von dieser Länge: "*Der Baggerfahrer fährt zur Arbeit.*" Es gab Tage, da las ich das Buch über zwanzig Mal vor, möglichst immer mit der gleichen Intonation und mit gleichgroßen Pausen zwischen den Sätzen, damit mein Sohn Zeit hatte, auf das entsprechende Bild zu deuten. Er sah mich dann fragend an, ich bestätigte durch ein freundliches Nicken, dass er alles richtig gemacht hatte, dann blätterte er weiter. Das Ganze folgte einem festen, unabänderlichen Ritual, wie meine Schwiegermutter es feststellen musste, als sie dasselbe Buch meinem Sohn vorlesen wollte. Mal war sie zu schnell, mal war sie zu langsam, das Ganze endete in Frustration. Es kam zu viel Neues dazu. Auch ältere Kinder sind oft nicht auf neue Märchen scharf, im Gegenteil, sie wollen immer wieder "Schneewittchen" hören. In meiner Karl May Phase fing ich wieder mit Winnetou I an, kaum dass ich den letzten Satz von Winnetou III gelesen hatte. Auch die meisten Erwachsenen schauen sich ihre Lieblingsfilme gerne mehrfach an und lesen Bücher, die sie schon gelesen haben.

Im Lichte dieser Überlegungen sind die ersten Zeilen von The Hound of Baskerville nahezu genial:

*Mr. Sherlock Holmes, who was usually very late in the mornings, save on those not infrequent occasions when he stayed up all night, was seated at the breakfast table. I stood upon the hearth-rug and picked up the stick which our visitor had left behind him the night before. It was a fine, thick piece of wood, of the sort which is known as a 'Penang lawyer.' Just under the head was a broad silver band, nearly an inch across. 'To James Mortimer, M.R.C.S., from his friends of the C.C.H.,' was engraved upon it, with the date '1884.' It was just such a stick as the old-fashioned family practitioner used to carry – dignified, solid and reassuring.*

'Well, Watson, what do you make of it?'...

Der Erzähler setzt offenbar voraus, dass der Leser bereits einiges über Sherlock Holmes weiß, es wird zumindest mit keinem Wort erwähnt, dass es sich dabei um einen Privatdetektiv handelt. Sollte dies wider Erwarten nicht der Fall sein, so ist auch nichts verloren, der unkundige Leser wird zwar dann *in medias res* geworfen, aber der Text ist nicht so kompliziert, dass er das Buch deshalb gleich weglegen würde. Er hegt zu Recht die Hoffnung, dass die Situation auch für ihn mit der Zeit überschaubar wird. Der kundige Leser aber erinnert sich, ja, Sherlock Holmes ist schon ein Exzentriker, kein normaler Mensch, der abends regelmäßig zeitig zu Bett geht und früh am Morgen aufsteht. Er ist zwar der Held, und wird an erster Stelle genannt, aber nicht der Ich-Erzähler und die einzige Identifikationsfigur für den Leser, dem man meist nicht zu erklären braucht, wer mit „I“ gemeint ist und wer mit Holmes so innig verbunden ist, dass der Besucher als „our“ bezeichnet werden kann. Dr. Watson erzählt diese Geschichte wie auch die vorherigen, ein alter Bekannter der meisten Konsumenten, ein normaler Mensch, vielleicht etwas weniger intelligent, als der Leser nach seiner eigener Meinung selbst ist, aber ansonsten als Identifikationsfigur besten geeignet. Er ist wie der beschriebene Spazierstock: würdevoll, solide und beruhigend. Ein Arzt eben, wie auch sein Erfinder Doyle. Innerhalb weniger Zeilen ruft der Erzähler in der Erinnerung des Lesers zwei Gründe wach, warum er gerne Sherlock Holmes Geschichten liest: der Traum von der nahezu perfekten Männerfreundschaft ohne homoerotische Untertöne darf weiter geträumt werden, die Verbindung des Alltäglichen mit dem Genialen wird weiterhin funktionieren.

Der durch frühere Holmes-Abenteuer kundig gemachte Leser weiß selbst bei der ersten Lektüre des Romans bereits hier, wie die Geschichte zunächst weitergehen wird. Dr. Watson wird eine auf den ersten Blick plausible Erklärung für die Eigenheiten des Spazierstocks liefern, Holmes wird ihm widersprechen, aus Kleinigkeiten großartige Schlüsse ziehen und beim Eintreffen des Stockbesitzers selbstverständlich recht behalten. Das alles vollzieht sich nach so festen quasi liturgischen Regeln wie eine katholische Messe alten Stils, die dem ehemaligen Jesuitenzögling Doyle bestens bekannt war: würdevoll, solide und beruhigend, wenn auch, nun ja, vielleicht doch etwas langweilig.

Damit so etwas wie Spannung aufkommt, muss etwas Neues präsentiert werden. Von James Mortimer hat auch der kundige Leser noch nie etwas gehört, er darf darauf gespannt sein, wer er ist und welchen spannenden Fall er dem Meisterdetektiv präsentieren wird. Hier, aber eben nur hier, ist Originalität gefragt.

Dem literaturgeschichtlich Gebildeten wird auch bekannt sein, dass die in dem zitierten Paragraph angedeutete Figurenkonstellation und die Weiterführung der Handlung älter sind als Doyle oder Sherlock Holmes. All das ist bereits Edgar Allan Poes Erzählung The Murders in the Rue Morgue zu finden, die in den frühen vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts entstanden ist. Wir haben dort schon das befreundete Männerpaar bestehend aus dem genialen Detektiv namens Dupin und dem Ich-Erzähler. Wie Holmes in der zitierten Stelle ist der Meisterdetektiv ein Nachtmensch, nur noch viel mehr so. Poe ist in jeder Beziehung radikaler als Doyle. Es genügt ihm nicht, die Detektionsmethode zunächst zunächst im Kleinen dann im Großen vorzuführen, wie es Doyle im The Hound of Baskerville auch tut, nein, er muss sie in einer Einleitung *in extenso* abstrakt darlegen, was dem Leser die Freude an dieser Erzählung gründlich verleiden kann. Bei Poe wie bei Doyle ist der Mörder eine wesentlich uninteressantere Figur als der Detektiv und sein Adlatus, im Roman ist er aber immerhin noch ein Mensch, in der Erzählung lediglich ein Affe.

Sowohl Holmes als auch Dupin geben irgendwann eine Art Rechenschaftsbericht über ihre jeweiligen Ermittlungen ab, so dass der Leser die Möglichkeit bekommt, den Gedankengängen des Genies zumindest im Nachhinein zu folgen. 1902 gehört das so fest zum Schema, dass der Leser zutiefst enttäuscht wäre, würde er ausbleiben. Für das Lesevergnügen wäre es sowohl bei Poe als auch bei Doyle eher hinderlich, wenn der Leser den Fall selbst schon vorher vollständig gelöst hätte. Teilerfolge sind hingegen durchaus wünschenswert. Im Baskerville-Roman wird der erfahrene Leser bestimmte, an sich verwirrende Einzelheiten wohl richtig deuten: Wenn einem jungen Erben, dessen Leben angeblich von einem alten Fluch und einem Gespensterhund bedroht wird, nur ein neuer Stiefel (und kein Paar) geklaut und dieser dann später auch noch gegen einen alten ausgetauscht wird, so ist die Vermutung, ein Hund aus Fleisch und Blut soll irgendwann auf ihn gehetzt werden, sehr nahe liegend. Das vermeintlich Übersinnliche bekommt, wie der Leser es erwartet und weiß, so eine natürliche Erklärung. Der Holmes-Fan erhält aber keine faire Chance, mit seinem Idol im Gleichschritt zu ermitteln. Der Verdacht des Detektivs wird zunächst dadurch erweckt, dass er bei der Untersuchung eines Briefes ein bestimmtes Parfüm riecht. Watson berichtet nur, dass Holmes das Papier genau untersucht "*holding it only an inch or two from his eyes*". Dass er daran riecht, wird nicht verraten. Wie man Ende des Roman erfährt, kann Holmes als Experte fünfsiebzig verschiedene Parfümsorten unterscheiden. Bei der beschränkten Kreis der weiblichen Personen, die als Absender in Frage kommen, gewinnt er so einen entscheidenden Hinweis auf den Täter und ist so dem Leser einen Schritt voraus: Nur er weiß, dass die betreffende Dame zu einer bestimmten Zeit sich in London aufgehalten hat. Dr. Watson und dem Leser ist es zwar nicht unbekannt, dass die im Brief ausgesprochene Warnung durchaus im Sinne dieser Frau ist, sie können sich aber leichter mit der Erklärung zufrieden geben, sie sei halt abergläubisch und glaube den dem Mythos vom Gespensterhund. Wäre der Roman ein reiner Rätselkrimi, könnte der hyperkritische Konsument verärgert sein und die nächste Holmes-Geschichte nicht mehr kaufen. De facto beeinträchtigt das ganze den Lesespaß des Konsumenten nicht.

Im Gegensatz Poes Protokrimis und den meisten Werken, in denen Holmes auftritt, ist The Hound of the Baskervilles ein Roman, so dass dem Autor mehr Raum zur Verfügung steht, um die Schauplätze mit Lokalkolorit zu füllen. Die Handlung beginnt und endet in London, während der Hauptteil im entlegenen Devonshire, genauer in und bei Dartmoor stattfindet. Damit nimmt Doyle zwei traditionelle Typen des damaligen und heutigen Abenteuerromans auf. Viele von ihnen spielen gern in der Ferne, auf einer Insel wie bei Robinson Crusoe, im Wilden Westen oder im Orient wie bei Karl May. Dartmoor ist zwar dem Leser geographisch etwas näher, hat aber die typischen exotischen Eigenschaften: Das Moor ist anders, als die gewohnte Landschaft, es ist gefährlich, ja tödlich. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts hatte sich aber auch ein anderer Typ des Abenteuerromans bereits fest etabliert, der in der nicht minder bedrohlichen Großstadt spielt. Sues Die Geheimnisse von Paris aus dem Jahre 1842/43 könnte hier als Prototyp gelten. London war bekanntlich die Großstadt, die noch am ehesten mit Paris mithalten konnte und Holmes ist bei all seiner Exkursionen ins Umland ein Londoner Stadtmensch, der diese Metropole und die typisch großstädtische Bevölkerungsschichten bestens kennt. Er weiß, wie man einen Droschkenkutscher zum Reden bringt. In anderen Werken unterhält er gute Beziehungen zu der Stadtjugend.

Die Mischung der beiden Typen der Abenteuerromane im Baskerville ist keineswegs neu oder originell, man findet sie unter anderem auch in den Werken des sächsischen Exzuchthäuslers Karl May, etwa in dessen Die Liebe des Ulanen, wo die Handlung unter anderem in Afrika und in Paris spielt. Bei May findet man auch die Mischung von Abenteuergeschichte und Krimi. Einer seiner schier unendlichen Werke trägt den Untertitel "*Roman aus der Criminal-Geschichte*" und auch in seinen bekanntesten Publikationen sind Krimielemente zu finden. Old Shatterhand in Winnetou II ist ein Privatdetektiv, der für eine New Yorker Firma arbeitet und dort die für einen „*private-eye*“ nicht untypischen Auftrag erhält, einen jungen Mann aus den Fängen eines ausbeuterischen Verbrechers zu befreien. Ziemlich zu Beginn des sechsbändigen Orientzyklus Mays geschieht ein Mord, der etlichen hundert Seiten später aufgeklärt wird. Wie Holmes die Hinweise auf dem Spazierstock richtig deuten kann, so kann auch Old Shatterhand - Kara ben Nemsi auch dem kleinsten Spur ganze Romane entlocken und beide können gelegentlich das scheinbar Übernatürliche als Mittel des Verbrechens entlarven.

Dennoch: Kein Mensch würde Winnetou II oder den Orientzyklus als Krimi bezeichnen und, wichtiger, man könnte diese Bücher auch nicht als solche vermarkten. Dass aber Werke dieser Art in enger Verbindung mit dem klassischen Krimi zu sehen sind, beweist gerade Doyle mit seinem Sherlock Holmes. Der erste Auftritt des Privatdetektivs erfolgt im A Study in Scarlet, ein Roman, der in weiten Teilen, allerdings ohne Holmes oder Watson, im exotischen Land der Mormonen spielt. Die Ereignisse im Wilden Westen bilden hier quasi die Vorgeschichte zum Krimi. Im Baskerville gelingt es Doyle, die Elemente des exotischen Abenteuerromans wesentlich harmonischer in die Kriminalgeschichte zu integrieren.

Im entlegenen Devon bzw. Dartmoor arbeitet Doyle mit einem zahlenmäßig beschränkten Personal, und der Leser weiß, dass nach den Regeln des Krimis einer von diesen wenigen Menschen der Täter sein muss. Der Mörder ist geschickt gewählt: Er wird zwar recht spät in die Handlung eingeführt, ist aber im genügenden Umfang präsent, so dass seine Entlarvung den Leser nicht gänzlich kalt lässt. Sein Motiv ist klassisch und einfach: Habgier. Er will die anderen Baskervilles aus dem Weg räumen, um dann selbst zu erben. Seine Ausschaltung beseitigt das Problem, das ein individuelles und nicht ein gesellschaftliches ist. Damit ist die Ideologie des Romans stockkonservativ. Die Welt Englands und der British Empire ist (im Gegensatz zu Hamlets Dänemark) grundsätzlich nicht aus den Fugen. Schreckliche Dinge können geschehen, aber sie stellen das Gemeinwesen, das Gesellschaftssystem nicht radikal in Frage. Der Genie mit der übermenschlich genauen Beobachtungsgabe und dem übermenschlichen Denkvermögen kann in Zusammenarbeit mit dem etwas prosaischerem Common-Sense-Watson alles einrenken.

Charakteristisch für die Entstehungszeit des Romans und des Sherlock-Holmes-Mythos überhaupt ist, dass die Lösung nicht vom Staat und seinen Organen kommt. Die Hoffnungen der konservativ-liberalen Menschen richten sich nicht auf den Übervater Staat, sie träumen vom großem, privaten Individuum und identifizieren sich mit ihm. Die Staatsmacht ist im Roman in Form von Polizei und Gefängnis präsent und wird nicht grundsätzlich in Frage gestellt, aber sie kann niemals mit dem gleichen Erfolg wie der Privatmann operieren. Und Watson, der moralische, wenn auch nicht intellektuelle Zentrum des Romans, kann sich über staatliche Gebote ohne Gewissensbisse souverän hinwegsetzen.

Im sumpfigen Dartmoor versteckt sich ein entflohter Sträfling (nebenbei bemerkt auch dieser kein Opfer der Gesellschaft, sondern einer verwöhnenden Erziehung und eigener Charakterschwäche). Als der junge Baskerville und Watson ihn entdecken, warten sie nicht auf die Polizei, sondern sie bewaffnen sich und nehmen die Verfolgung auf. Der Mann ist nach Watsons Meinung eine Gefahr für die Gemeinschaft, ein Schuft, der kein Mitleid verdient und für dessen Verhalten es keine Entschuldigung gibt. Seine Verkommenheit ist ihm ins Gesicht geschrieben, "*an evil yellow face, a terrible animal face, all seamed and scored with vile passions*". Als dieser gefährliche Untermensch davonläuft, hätte Watson die Chance, auf ihn zu schießen, tut es aber nicht. Er hat seinen Revolver nur zur Selbstverteidigung dabei, auf einen Unbewaffneten zu schießen, der dabei ist davonzulaufen, widerspricht seinem moralischen Empfinden. Die Gefahren, die von dem Sträfling für andere ausgehen, sind jetzt zweitrangig. Das Gewissen des Individuums, der Gentlemancode haben Vorrang.

Man könnte meinen, Baskerville und Watson würden nach der erfolglosen Jagd umgehend die Staatsmacht darüber informieren, dass der Gesuchte sich immer noch im Moor aufhält. Weit gefehlt. Als Baskervilles Butler, der Schwager des Sträflings erklärt, der Verbrecher würde sich binnen weniger Tage nach Südamerika einschiffen und bis dahin niemanden belästigen, sind die beiden Gentlemen zufrieden. Diese Lösung erspart dem englischen Steuerzahler einiges. Baskerville bemerkt zwar, dass sie damit selber zu Mittätern werden, aber das ist eine leere Floskel. Die moralische Statur der beiden bleibt davon unberührt.

Was sowohl Baskerville als auch Watson als auch der Erzähler als auch Doyle nicht berücksichtigen, ist die Tatsache, dass das geschilderte Verhalten moralisch schon deshalb verwerflich ist, weil auf die armen Südamerikaner ein krimineller Untermensch losgelassen werden soll, den man in England nicht frei herumlaufen lassen kann. Südländer sind nach den Wertvorstellungen des Romans eben keine Menschen, die den gleichen Stellenwert haben wie Engländer oder gar englische Gentlemen. Wie auch der Ausdruck „*Penang lawyer*“ in der zitierten Anfangsparagraphen des Roman es zart andeutet, ist ein Gefühl der Überlegenheit der angelsächsischen Menschen Doyle nicht fern, zumal er als katholischer Ire, der aus Schottland stammt, eigentlich nur bedingt dazu gehört und deshalb kräftig kompensieren muss. Daran ändert auch das „Sir“ vor seinem Namen genau so wenig wie die Tatsache, dass viele seiner ausländischen Leser ihn für einen Engländer halten. Die Vorstellung, die Welt solle sich am angelsächsischen Wesen genesen, ist tief in ihm verwurzelt.

Doyle, Holmes und Watson erweisen sich nach heutigen Kriterien gelegentlich als Rassisten, am deutlichsten vielleicht in der Erzählung "The Adventure of the Three Gables", in der Holmes der Meinung zu sein scheint, dass "Neger" stinken, und in der er sich über ihre Lippenform mokiert. In seiner Darstellung des Burenkrieges tituliert Doyle "the dwarf bushmen" als "the hideous aborigines, lowest of the human race". Sein Rassismus ist aber meist von einer gemäßigten (gentlemanlike, commonsensical) Art. Exzesse sind so selten, dass Doyles Werke meist nicht auf dem von Antirassisten erstellten "index librorum prohibitorum" landen. Typisch für seine eher harmlose Behandlung der Rassenfrage ist eine der seltenen humoristischen Passagen des Baskerville-Romans, in der die so genannte wissenschaftliche Rassenforschung auf die Schippe genommen

wird. Dr. Mortimer, eine ehrbare, positiv gezeichnete Figur, redet Holmes bei ihrer ersten Begegnung so an:

*"You interest me very much, Mr. Holmes. I had hardly expected so dolichocephalic a skull or such well-marked supra-orbital development. Would you have any objection to my running my finger along your parietal fissure? A cast of your skull, sir, until the original is available, would be an ornament to any anthropological museum. It is not my intention to be fulsome, but I confess that I covet your skull."*

In der Einteilung der Menschen in verschiedene Rassen spielten diverse Schädelformen eine bedeutende Rolle. Sie wurden auch mit intellektuellen und moralischen Eigenschaften in Verbindung gebracht. Für die so genannte Dolichocephalie ist eine asymmetrisch lange, schmale Kopfform ("Langschädel") charakteristisch. Dr. Mortimers Interesse daran ist im Kontext der Zeit für einen Wissenschaftler nicht völlig absurd: Holmes ist ein Genie und die Tatsache müsste sich eigentlich, so die eine gängige Annahme, in seiner Knochenbau zeigen. Dass Watson Mortimer dennoch als "*our strange visitor*" charakterisiert und dass Holmes ihn als einen Enthusiasten bezeichnet, liegt daran, dass er den weißen Detektiv wie einen nichtweißen Eingeborenen behandelt, dessen Schädel durchaus in ein Museum für Völkerkunde stehen sollte. Pietätlose Störung der Totenruhe von Eingeborenen im Dienste der Wissenschaft (oder was man dafür hielt) war früher wenn nicht unumstritten so doch gang und gäbe. Für den Erforscher der menschlichen Schädel und damit auch der Rassen Dr. Mortimer sind da Weiße und Farbige in dieser Hinsicht gleich, für Holmes und Watson möglicherweise nicht. Dass das Sammeln von menschlichen Schädeln unmoralisch sein könnte, wird im Roman nur zart angedeutet: Dr. Mortimer wird wegen Störung der Totenruhe verklagt, weil er sich mit den Knochen der Ureinwohner Dartmoors beschäftigt. Im Romankontext ist das aber nur komisch, ist doch der Kläger ein notorisches Prozesshansel.

Doyle ist eben ein Kind seiner Zeit als noch rassistische Vorstellungen politisch korrekt, ja dem Anspruch nach fortschrittlich waren. Auch in seiner Erzählweise weicht er nicht vom Überkommenen ab. Er schreibt ein klares, verständliches Englisch ohne große individuelle Kennzeichen. Er vertritt dabei die gute alte Zeit, die "*genteel tradition*". Eine gewisse Menge an Gewaltdarstellung kommt im Roman vor, wenn etwa eine eben erst befreite Dame in Ohnmacht fällt: "*As her beautiful head fell upon her chest I saw the clear red weal of a whip-lash across her neck.*" Sexuelle Leidenschaft und Gewalt war den alten Baskervilles keinesfalls fremd, aber Doyle achtet peinlich darauf, dass er in seiner Darstellung die Regeln des konventionellen guten Geschmacks nicht verletzt. Primäre Geschlechtsmerkmale sind im Roman praktisch nicht vorhanden. Doyles Menschen essen und trinken, sie entleeren ihre Därme und Blasen aber nicht. Die Vorstellung, Holmes oder Watson oder selbst ein gemeiner Schuft würde in der Aufregung mal „*Fuck you!*“ sagen, ist selbstredend absurd.

So wird die Lektüre von Baskerville wie auch der meisten Sherlock-Holmes-Stories heute eine angenehme Reise in die Vergangenheit, als man Anstand mit großen Buchstaben schrieb, als die Welt zwar nicht heil aber zummindest theoretisch noch heilbar war, als das Universum durch Denkkraft erschließbar zu sein schien. Das Ergötzliche im Sinne von Horaz ist durch die abwechslungsreiche Handlung, durch die Mischung aus Bekanntem und Unbekannten gegeben, das Nützliche ergibt sich daraus, dass die Welt nach Dr. Watson nicht die unsere ist. Unsere Vorstellungen von politischer Korrektheit, unsere Vorurteile und Gewissheiten sind anders als die der Vorweltkriegszeiten. Die scheinbar immer gültigen Selbstverständlichkeiten Doyles entlarven sich bei der heutigen Lektüre als zeitbedingt. Eine solche Leseerfahrung ist wertvoll und führt bei uns, wenn wir der Gefahr einer idiotischen Besserwisserei entgehen, zu einer wünschenswerten, vorsichtigen Toleranz und Hinterfragung der eigenen Glaubensinhalte, in England, in Deutschland und ja überall auf der Welt.

Holmes ist nämlich, wie auch Hamlet, eine internationale Figur geworden und ist fest auch im nicht englischsprachigen Raum integriert. Dies erkennt man nicht nur an den zahlreichen Übersetzungen (u. a. eigens für den Sultan des Osmanischen Reiches ins Türkische), sondern auch in der Geschichte der Holmes-Verfilmungen, von denen es den Regeln des Kapitalismus entsprechend, aus einer bekannten Marke auch noch den letzten Dollar, Mark, Pfund oder Euro heraus zu holen, sehr viele gibt. Wie überall dominieren hier zwar die britischen und die amerikanischen Produktionen, aber auch die damals noch kommunistischen Russen ließen es sich nicht nehmen, zwischen 1979 und 1986 eine Fernsehreihe mit Holmes und Watson zu drehen. Es gibt auch mehrere deutsche Fernsehfassungen. Hörspiele mit Holmes sind auch nicht gerade selten, und wer von Holmes dann immer noch nicht genug hat, der kann sich auch Gesellschaftsspiele und Computerspiele mit ihm besorgen, in England, in Deutschland und wohl auch in China oder Saudi Arabien.

Um bei den Verfilmungen zu bleiben: The Hound of the Baskervilles wurde über zehnmal verfilmt. Bereits 1914 wurde in Deutschland ein Drehbuch dafür geschrieben, 1929 wurde dann eine Stummfilmfassung in Berlin uraufgeführt. Der älteste Tonfilm dürfte 1932 in die Kinos gekommen sein. Zu dieser englischen Bearbeitung schrieb der dem Krimifan wohlbekannte Edgar Wallace das Drehbuch. Als klassisch könnte eine amerikanische Produktion aus dem Jahr 1939 gelten, in der Holmes von Basil Rathbone verkörpert wurde. Der Streifen war so erfolgreich, dass noch im selben Jahr ein weiteres Abenteuer des Detektivs abgedreht wurde. Später wurde dann Rathbone-Holmes in den Dienst des Krieges gegen Hitlerdeutschland rekrutiert. Vor dem Zweiten Weltkrieg bemühten sich die amerikanischen Filmemacher noch um recht große Werktreue, nahmen aber, wie es nicht anders zu erwarten war, einige Veränderungen im Vergleich zum Roman vor. Der recht komplizierte Plot wird vereinfacht. Nicht London sondern Dartmoor ist der Handlungsort der ersten beiden Szenen, wobei die Unheimlichkeit der Moorlandschaft schon davor mit dieser Inschrift betont wird

1889

*In all England there is no district more dismal than that vast expanse of primitive wasteland, the moors of Dartmoor in Devonshire.*

Man sieht dann das verzweifelte Rennen des älteren Baskerville, bevor er tot zusammenbricht und von dem Sträfling beraubt wird. Im darauf folgenden Inquest wird die Möglichkeit, es handele sich hier um ein Mord, besprochen aber verworfen. Bevor es also zu der Spazierstock-Episode in London kommt, ist bereits reichlich dramatische Spannung aufgebaut. Sie wird im Vergleich zur Vorlage immer wieder gesteigert. Im Roman verfolgt der Mörder Dr. Mortimer und den jungen Baskerville in einer Droschke, im Film zückt er dabei auch noch eine Pistole, um den im Wege stehenden Erben zu töten, bevor er unverrichteter Dinge die Weite suchen muss.

Holmes wie ihn Rathbone verkörpert ist gelegentlich im Gegensatz zum Romanvorbild mitunter eine sanft komische Figur. Mit seinem nicht besonders guten Geigenspiel nervt er Dr. Watson und bei der Analyse der Spuren auf dem Spazierstock unterlaufen ihm zwei kleine Fehler.: Er glaubt, der Hund Dr. Mortimers sei erstens eher groß und zweitens noch am Leben, während das nicht mehr lebende Tier klein war. Bei Doyle betrifft Holmes' Ungenauigkeit nicht den Hund und ist so winzig, dass man von einem Fehler nicht sprechen kann.

Im Film ist Dr. Mortimer wesentlich abergläubischer als im Roman, zumal seine Frau ein Medium ist und, wenn auch nicht gerade mit berauschendem Erfolg, den toten Baskerville über die Umstände seines Ablebens befragt. Die Rolle des Schädelsammlers wird auf den Mörder übertragen, der im Roman Insektenforscher und Schmetterlingssammler ist. Beide Neuerungen machen Schule: In der Verfilmung von 2002 gibt es ebenfalls eine Seance und hier zeigt sich der Mörder (wie Mortimer im Roman) an Holmes' Schädel interessiert.

Im Roman posiert die Frau des Mörders als dessen Schwester, im Film von 1939 sind die beiden tatsächlich Geschwister. Damit wird die Liebesgeschichte zwischen ihr und Baskerville aufge-

wertet, so dass einem klassischen Happyend a'la Hollywood nicht mehr so viel im Wege steht. Die Liste der Abweichungen ließe sich noch lange fortsetzen, aber der Gesamteindruck ist dennoch einer biederer, um werktreue bemühten Verfilmung ohne größere Überraschungen.

Meines Ermessens dürften aber gerade die Filmfassungen am besten sein, die sich am wenigsten um Werktreue bemühen und lediglich Motive der von Doyle Verfassten Geschichte aufnehmen und sehr frei mit ihnen umgehen. Wenn jemand nur das abdreht, was der Zuschauer bereits gelesen hat, läuft er stets in Gefahr, langweilig zu wirken. Dies ist in einem deutschen Holmes Film garantiert nicht der Fall. Da tritt Sherlock gar nicht erst persönlich auf, wohl aber zwei leicht betrügerische Privatdetektive, die den Eindruck erwecken, Holmes und Dr. Watson zu sein, was sie allerdings wortreich bestreiten, um umso mehr für eben diese Figuren gehalten zu werden. So nebenbei klären sie auch noch einen Kriminalfall auf, was aber eher unwichtig ist. Der Schwindel fliegt irgendwann auf, die beiden werden vor Gericht gestellt. Einer, der für sie aussagt, ist kein anderer als Sir Arthur Conan Doyle, der Erfinder von Sherlock Holmes. Da die beiden Witzfiguren mit Hans Albers und Heinz Rühmann hervorragend besetzt sind, wurde Der Mann, der Sherlock Holmes war zu einem Klassiker des deutschen Kinos, nicht zuletzt wegen des Schlagers „*Jawohl, meine Herrn*“, den die beiden in verschiedenen Badezimmern zum besten geben, während ein Hoteldetektiv in ihren Sachen wühlt. Der Film blieb so populär, dass einer der Drehbuchautoren, wenn man Wikipedia glauben darf, auch einen Roman zum Film schrieb, der immerhin noch 1981, also gut vierzig Jahre nach den Dreharbeiten, als Taschenbuch verlegt wurde. Der Streifen ist ein großer Kinospaß für die ganze Familie und man fragt sich, warum er heute erst ab zwölf Jahren zugelassen wird.

Als der Film neu war, in der schlechtesten aller schlechten alten Zeiten, galten noch härtere moralische Maßstäbe und die sittenstrenge nationalsozialistische Zensurbehörde verlieh dem Streifen zwar das Prädikat „*künstlerisch wertvoll*“, allerdings nur für Volksgenossen, die älter als vierzehn Jahre waren. Und dieses Wissen, dass der Film eine Naziproduktion ist und aus der Goebbels'schen Traumfabrik stammt, verleidet einem doch etwas den Spaß an der Freud, obwohl man nach deutlichen Suren der Naziideologie man darin vergeblich sucht. Man hat oft die Illusion verbreitet, Krimi, Kunst und Demokratie hingen irgendwie zusammen. Von wegen.

Der zweite sehr gut geglückte Sherlock Holmes Film stammt aus Amerika und wurde 2009 uraufgeführt. Neben Holmes und Watson treten auch andere Figuren Doyles im Film auf und einzelne Motive der klassischen Erzählungen sind gelegentlich erkennbar. Holmes scheint hier zunächst mehr mit James Bond gemeinsam zu haben als mit seinem viktorianischem Literaturvorbild. Er ist sexuell aktiv und in atemberaubenden Aktionsszenen zu sehen, die für den Zuschauer, wenn er auf so was nicht abfährt, überlang erscheinen mögen. Doyle hätte an diesen seine Freude gehabt, denn er war dem männlichen Sport des Boxens durchaus nicht abgeneigt. Wie Bond rettet dieser Filmholmes die Welt vor einer äußerst raffinierten Verschwörung. Hier endet aber die Ähnlichkeit: Der Streifen spielt deutlich in der Vergangenheit, in einer merkwürdig verfremdeten Fassung des Londons des ausgehenden 19., beginnenden 20. Jahrhunderts. Das im Baskerville nur dezent verwendete Element der Überirdischen, des Gespenstischen, des mit dem Verstand nicht Fassbaren wird hier ins Maßlose gesteigert, so dass eine rationale Erklärung des Gezeigten völlig unmöglich erscheint. Wie kann zum Beispiel ein hingerichteter Verbrecher, den kein geringerer als Dr. Watson für tot erklärt hat, wieder leben? Der Doyle'sche Rationalismus bleibt zwar scheinbar Sieger, der Bösewicht stirbt zum Schluss in der Tat und die Welt ist gerettet, die Erklärungen, die Holmes abgibt, sind aber so weit hergeholt, dass man sie auf einer realistischen Ebene kaum ernst nehmen kann.

Diese verspielte Kontrastierung zwischen dem Rationalen und Irrationalen wird auch in den Actionszenen des Films aufgenommen. Gleichsam in Zeitlupe erlebt der Zuschauer, wie Holmes seinen Kampf rational plant und diesen Plan dann rasant durchführt. Da es im wirklichen Leben keine Zeitlupe gibt, ist es wohl kaum denkbar, dass jemand wirklich so kämpft. Vieles geschieht da

wohl instinktiv oder aus langem Drill heraus unter Ausschaltung des planenden Verstandes. Der Zuschauer weiß das, deshalb ist dieses Spiel mit Grenzen des rationale Planens so amüsant.

Dieses Spiel mit dem Irrationalen ist Leben und Werk Doyles durchaus nicht unangemessen. Seine Holmes-Geschichten gelten zwar zu recht als eine recht einseitige Verherrlichung des Verstandes, der gelegentliche Andeutungen eines wohl christlich gedachten, der damaligen politischen Korrektheit verpflichteten Vorstellungen vom Jenseits kaum im Wege stehen. Holmes hat zwar seine dunkle Seite, die ihn zum Rauschgiftkonsumenten macht, aber zum Genie gehört eben auch ein Schuss Wahnsinn dazu. Dennoch bleibt er der große Rationalist. Lehrreich ist hingegen, wie schnell sich bei Holmes' geistigem Vater der Glaube an die Vernunft ihn auf einen Holzweg führte. Doyle verwendete seine nicht gerade geringen Einkünfte aus der Holmes-Reihe dazu, die Welt von der realen Existenz von Feen und Gnomen zu überzeugen. Holmes hätte ihn da wohl gründlich ausgelacht.